

19. Süddeutsche Hospiztage, 4.-6. Juli 2018, Hohenheim, Kooperationsveranstaltung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, der Evangelischen Akademie Bad Boll, des Caritasverbandes Rottenburg-Stuttgart, des Diakonischen Werks Württemberg und des Hospiz- und PalliativVerband Baden-Württemberg

Fassen, was nicht zu fassen ist

Von Fulbert Steffensky

Ich bin fast 85 Jahre alt und werde in sehr absehbarer Zeit sterben. Nicht dass ich im Augenblick eine akute Krankheit hätte. Aber mit 85 bleibt, was noch an Zeit kommt, eine lächerliche Frist. Nicht die blanke Zahl 85 lehrt mich die Nähe des Todes, vielmehr noch lehren es all die Menschen, die kaum älter waren als ich, die aber schon tot sind: meine verstorbene Frau, der enge Freund, der im letzten Jahr gestorben ist, viele andere Freundinnen und Weggefährten. Es lehren mich die Nähe des Todes auch die jungen Menschen, mit denen ich umgehe, meine Enkel und meine Kinder. Sie lehren es mich durch ihre pure Jugend. Alle, die vor mir gegangen sind, sind meine Sterbelehrer. Indem sie gestorben sind, lehren sie mich, dass man sterben kann; dass es offensichtlich eine schwere Aufgabe ist, aber keine unmögliche. Sie haben es gekonnt, so werde ich es auch können, in sehr absehbarer Zeit.

Ehrlich gesagt, ich kümmere mich nicht besonders um meinen Tod. Ein Vers aus dem 63ten Psalm ist mein ständiger Begleiter: „Deine Gnade ist mehr als Leben, meine Lippen preisen dich.“ Das ist genug an Sterbevorbereitung. Ich werde nicht an meiner Beerdigungsliturgie basteln, mich nicht um meinen Nachlass kümmern ausser dem Notwendigsten: das Testament und eine Vorsorgeverfügung. Die Menschen, die ich liebe, sollen nach meinem Tod keine unnötigen Unsicherheiten haben. Es ist mir gleichgültig, ob ich verbrannt oder begraben werde. Es ist mir nur insofern nicht gleichgültig, als es nicht gleichgültig für die Menschen ist, die ich hinterlasse. Ich bin eher skeptisch der intensive Bekümmern um Sterben und Tod gegenüber. Ich meide die Selbstpflege, die sich noch bis ins Sterben und den Tod erstrecken kann. Um eines habe ich doch gebeten: Dass man mir bei meinem Sterben Paul Gerhardts „Wenn ich einmal sollt scheiden“ singt. Ich habe es meiner Frau an ihrem Sterbebett gesungen; sie hat es ihrer Mutter beim Sterben gesungen. Das ist eine tröstliche Kette, in der ich gerne ein Glied bin.

Habe ich Angst vor dem Tod und dem Sterben? Ich neige dazu, nein zu sagen. Aber keiner weiss, ob die Ängste einen nicht doch überfallen, wenn es wirklich ans bittere Ende geht. Wir sind weniger Herren über uns selbst, als wir annehmen. Sollte die späte Angst kommen, so muss auch diese durchstanden werden. Andere haben sie durchstanden. Was sie gekonnt haben, wird mir auch gelingen – mehr oder weniger gut, wer weiss es? Nicht einmal das Sterben muss mir gelingen. Ja, natürlich habe ich wünsche für mein Sterben: dass es nicht zu qualvoll ist; dass ich den Menschen, die ich liebe, nicht zu lange eine unerträgliche Last bin. Ich möchte sterben, bevor sie meinen Tod herbeisehnen. Aber all das ist nicht in meiner Hand. Dass es nicht in meiner Hand liegen muss, ist eine meiner Freiheiten.

Drei Dinge möchte ich noch intensiver lernen in meiner letzten Lebenszeit: den Dank, die Reue und die Resignation.

Der Dank: Im späten Alter lerne ich noch eindringlicher, dass ich nicht nur ich war und bin. In mein Leben ist hineingewoben die Zuneigung von vielen Menschen; die Liebe meiner Frau, die schon gestorben ist, die Liebe der Frau, die mich vermutlich überleben wird; die Liebe meiner Kinder und

Enkel, der vielen Freunde und Freundinnen. Ich lerne die Wahrheit des kleinen Gedichts von Armin Jure:

*Ich habe die Faser nicht gesponnen,
die Stoffe nicht gewebt, die ich am Leibe trage.
Ich habe nicht gelernt,
zu schlachten, zu pflügen und zu säen,
und bin doch nicht verhungert.
Ich kann nicht Trauben keltern
Und trinke doch den Wein.
Wer mich ansieht, sieht viele andere nicht,
die mich ernährt, gelehrt, gekleidet,
die mich geliebt, gepflegt, gefördert haben.
Mit jedem Schritt gehen viele Schritte mit.
Mit jedem Dank gehen viel' Gedanken mit.*

Ich war nie gezwungen nur ich selbst zu sein; nie gezwungen, an meiner eigenen Kümmerlichkeit zu verhungern. Welch ein Glück!

Dankbarkeit möchte ich lernen für all das, was meine Augen gesehen, meine Ohren gehört und meine Beine erwandert haben. Dankbarkeit ist für die Alten nicht selbstverständlich, die oft über ihre Verlustängste nicht hinauskommen. Sie bleiben in ihrer Altersbitterkeit stecken. Die Frage, die viele stellen: War dieses Stückwerk Leben alles? Hat sich das Leben gelohnt? Ich habe über längere Zeit einen alten Mann besucht, der nicht über seine Bitterkeit hinwegkam. Er ging mir seine Klagen auf die Nerven und ich habe gesagt: Ich werde Dich nur noch besuchen, wenn Du mir am Anfang eines jeden Besuches 5 Minuten erzählst, was schön und gelungen in Deinem Leben war, zumindest halb gelungen. Gegen seine routinierte Bitterkeit begann er zögernd aufzuzählen, welche Stadt schön war, die er gesehen hat; über welchen Menschen er froh war und was ihm an seiner Arbeit gefallen hat. Man muss auch ungeduldig sein können mit uns Alten, die nur noch ihre Verluste beklagen. Der Atem wird freier, wenn man mit Dank sieht, was uns gelungen ist und was uns geschenkt wurde.

Ich frage mich, welche Liebe, welche Arbeit mir ganz gelungen sind und welcher Lebenstraum sich ganz erfüllt hat. Ich verwerfe diese Frage. Das Leben ist endlich, und Ganzheiten sind uns hier nicht versprochen. Ich ehre das halbe Gelingen und lasse mich von Ganzheitsillusionen nicht beeindrucken. Die Süsse des Lebens liegt nicht im ganzen Gelingen Wir sind Fragment. Wir kommen unsere Lebenstreppen nur halb hinauf. Es gibt ein englisches Kinderlied, das uns gut beschreibt:

Auf halber Treppe sitzen wir,
es ist nicht oben, nicht unten.
Auf halber Treppe sitzen wir.

Dankbarkeit also für die Hälfte der Treppe, die wir erstiegen sind. Es ist nicht nichts und es ist nicht alles. Gott ist ganz, und das genügt.

Und doch gibt es einen Schmerz, den ich nicht verlernen will **und** der mich nicht bannen soll. Es ist der Schmerz darüber, was man im Leben verraten hat und was man dem Leben schuldig geblieben ist. So will ich die Reue nicht verlernen über alle Verletzungen, die ich Menschen, Gott und mir selbst zugefügt habe. Mein Stolz verlangt es, mich aus der Geschichte meiner eigenen Verrate nicht

herauszuschleichen. Ich war Subjekt in meinem eigenen Leben, Subjekt meiner Taten und meiner Untaten, das ist meine Würde. Davon lasse ich mich nicht trennen, aber ich lasse mir davon auch nicht den Atem nicht nehmen. Als Christa Wolf mit ihrer frühen und kurzen Mitarbeit bei der Stasi, die sie verdrängt hatte, konfrontiert wurde und darunter verzweifelt litt, hat sie in einem Brief an Friedrich Schorlemer einen wundervollen Satz über Vergebung geschrieben, ohne das Wort zu nennen: „Aber ich habe inzwischen auch gefunden, dass Sünden (!) – oder, weltlich gesprochen, Schuldbewusstsein ... den wirklichen Einsichten über uns selbst und unsere Mitmenschen eher im Wege (steht), und es kommt mir heute menschlicher und auch weiterführend vor, wenn man sich ruhig ansehen kann, so wie man ist, und daran nicht verzweifelt, nichts Unmögliches von sich fordert, sondern sich annimmt, den Schmerz nicht vermeidet, der damit verbunden ist, nicht ausweicht“ Reinheit ist nicht Makellosigkeit, es ist die Fähigkeit, den eigenen Makel zu betrachten und vor den eigenen Abgründen nicht zu fliehen. Sich nicht ausweichen, sich ruhig ansehen, ohne zu verzweifeln, und sich annehmen mit dem eigenen Verrat – das wäre Lebensgrösse vor dem Sterben. Aber in schmerzlicher Heiterkeit gesagt: Auch das wird uns nur halb gelingen. Wir sind Fragment.

Eine unerlässliche Aufgabe im Alter: resignieren zu lernen. Resignation meine ich nicht als bittere Aussichtslosigkeit. Resignieren heisst im Wortsinn, die Zeichen der Macht niederzulegen und sich ergeben. Resignation ist die Kunst abzudanken und sich und die eigene Weltauffassung nicht für unentbehrlich zu halten. Wer sich ergibt, lässt die anderen anders sein. Das Alter ist die Zeit, in der wir die Endlichkeit lernen, nicht nur weil unsere Zeit befristet ist. Wir Alten müssen auch lernen, dass unser Lebenskonzept, unsere Lebensweise, sogar die Weise unseres Glaubens endlich sind. Sie müssen nicht die Konzepte und Weisen unserer Kinder und Enkel sein. Wir müssen unsere Nachkommen gehen lassen. Abdanken ist ein schönes altes Wort. Es heisst, sich mit Dank verabschieden; sich selber und die eigene Weise den anderen nicht als Diktat hinterlassen; nicht erwarten, dass sie uns ähnlich sind. Abdanken heisst, mit Schmerz und in Heiterkeit zugeben, dass unsere Kinder und Kindeskiner ihre eigenen Wege gehen, so wie wir sie früher gegangen sind. Unsere Kinder sind nicht dazu da, uns selber fortzusetzen. Sich ergeben können, ist eine Form der Gewaltlosigkeit, die uns Alten schöner macht und die bewirkt, dass unsere Nachkommen mit Güte und Zärtlichkeit an uns denken können.

Wird man im Alter frömmer? Es mag einigen gelingen, alle Lebenszweifel auszuräumen und den Namen Gottes in Einfachheit und ohne Zwiespalt zu nennen. Aber dies Glück ist nicht allen beschieden. Ein alter Priester schrieb mir von seinem gebrochenen Glauben:

Ich fliehe oft in eine kleine Kirche, über Tag, wenn sie fast leer ist. Ganz leer ist sie nie. Da ist die dicke Frau mit dem dummen Gesicht; die Alte, die nicht aufhört, sich zu bekreuzigen; der Alte am Stock, den unter Ächzen eine Kniebeuge andeutet. Ich schlüpfe heimlich in ihre Gebete. Ich bete nicht mit eigenem Mund und aus eigenem Herzen, sondern mit dem Glauben der Dicken und des Krummen. Ich zahle mit gestohlener Münze.

Ich verstehe den Glaubensschmerz dieses Priesters und liebe seinen klugen Ausweg: Mit gestohlener Münze zahlen. Er verfängt sich nicht in seinen eigenen Zweifeln. Er flieht in den Glauben der anderen, des Alten am Stock und der dicken Frau. Er schlüpft in ihre Gebete. Unsere Tradition – die Psalmen, das Vaterunser, die Evangelien – sie sind die Schlupflöcher des eigenen Glaubens, der seine alte Selbstverständlichkeit verloren hat. Der Gottesdienste ist das andere Schlupfloch. Dort lese ich meinen Geschwistern den Glauben von den Lippen. Ich bin nicht dazu verdammt, der Souverän meines eigenen Glaubens zu sein. Ich habe Geschwister, lebende und tote, die mich im Haus ihres Glaubens Gast sein

lassen. Man teilt den Glauben, wie man Brot teilt in kargen Zeiten. Welche Entlastung! Nichts gelingt uns ganz, nicht einmal unser Glaube. Er muss auch nicht gelingen, es ist uns erlaubt, Fragment zu sein.

Was wird nach meinem Tod sein? Ich weiss es nicht, und ich muss es nicht wissen. Aber wenn Gott lebt, dann kann ich mir nicht vorstellen, dass unsere Tränen umsonst geweint wurden und dass die Opfer ungetröstet bleiben. Es gibt billige religiöse Tröster, die die Wichtigkeit unseres hiesigen Lebens wegerklären mit dem Versprechen der ewigen Seligkeit. Es gibt aber auch eine Kaltschnäuzigkeit, die unseren Hunger nach der endgültigen Bergung des geschundenen Lebens diskreditiert und als kindisch betrachtet. Es gibt religiöse billige Jakobs und es gibt nicht-religiöse billige Jakobs. Letztere sagen, dass der Tod nicht so fürchterlich sei; dass alles seine Zeit habe; dass es zwar kein persönliches Fortleben gäbe, aber dass alles Leben einginge in den allgemeinen Kreislauf der Natur und dass man da ganz gut aufgehoben sei. Über sie kann ich nur mit Gottfried Keller spotten: „Seinen (des liberalen Pfarrers) Schilderungen konnte dann die unvermählt gebliebene Greisin entnehmen, dass wir in unseren Kindern und Enkeln fortleben; der Arme im Geist getröstet sich der unsterblichen Fortwirkung seiner Gedanken und Werke.“ Die Antwort der puren und leidenschaftsfreien Aufklärer ist mir einfach zu bescheiden, und so wiederhole ich das Versprechen, dass Gott einmal alles in allem sein wird und wir in ihm. Auch alle Aussagen über unseren Tod stehen unter dem Gericht des Bilderverbots. Trotzdem hört der Glaube nicht auf, Bilder zu entwerfen. Diese Bilder sind Flügel der Hoffnung, keine Fotografien. Sie sind der Realität eher unähnlich als ähnlich. Nicht dass diese Bilder zu viel behaupten. Sie sagen zu wenig. Denn wir werden nie erfassen und entschlüsseln, was es heißt, im Schoße Gottes geborgen zu sein.

Interpretation einer Sterbeszene:

Ich frage in diesem zweiten Abschnitt, was zu einer Kultur der letzten Lebensphase und Sterbens gehört. Ich werde zunächst eine Sterbeszene aus einer alten Welt interpretieren. Ich nehme sie aus dem Buch von Nikos Kazantzakis (1883-1957) „Rechenschaft vor El Greco“. Es ist das Sterben eines alten Mannes, berichtet aus der Perspektive eines Enkels.

„In diesem Augenblick stieß Großvater einen Schrei aus und krümmte sich auf dem Fell, auf das man ihn gebettet hatte. „Er hat seinen Engel gesehen.“, sagte eine Frau. „Er wird jeden Augenblick seine Seele aufgeben.“

Sie bekreuzigte sich, nahm ein Stück Kerze, begann, es mit ihrem Atem zu erwärmen und mit ihren Fingern ein Kreuz daraus zu formen, um damit die Lippen des Toten zu versiegeln. Einer der Söhne .. ging ins Haus, brachte einen Granatapfel und legte ihn in die Hand des Großvaters, dass er ihn mit zum Hades nehme.

Der Großvater öffnete die Augen, winkte; alle traten dichter an ihn heran. In der ersten Reihe seine Söhne, dahinter die Enkel, zuerst die Männer und dahinter die Töchter. ...

„Lebt wohl, ihr Kinder“, sagte der Großvater. „Ich habe mein Brot gegessen. Ich gehe nun.“ ... Er winkte mit den Händen. Er nahm Abschied.

„Spitzt eure Ohren, Kinder... Gebt Acht auf die Tiere, auf die Rinder, die Schafe. ... Sie haben auch eine Seele, sind auch Menschen, nur dass sie ein Fell tragen und nicht sprechen können. ... Hört ihr, oder spreche ich zu tauben Ohren? ... He, du Konstantis! ... Im kleinen Tonfässchen habe ich den ausgelesenen Weizen; ich hebe ihn schon lange auf für die Totenspeise nach meinem Tod. Am

neunten Tag sollst du ihn kochen und sollst auch reichlich Mandeln dazu tun, hörst du ... du bist ein Knauser, ich traue dir nicht!“

„Schon gut“, antwortete der älteste Sohn. ... „doch an den Ausgaben müssen sich die anderen auch beteiligen; alles in Ordnung, doch alle sollen sich an den Ausgaben beteiligen; es ist nämlich keine Kleinigkeit; Ausgaben sind das und kein Vergnügen. Da sind die Totenspeisen, die Kerzen und der Pfarrer ... Alle müssen sich beteiligen.“ ...

„Nach welcher Seite geht die Sonne unter?“, fragte der Großvater mit keuchender Stimme, „dreht mich ihr entgegen!“ ... Er stieß einen tiefen Seufzer aus, streckte sich lang, und sein Kopf rollte vom Kissen und schlug auf die Steine des Hofes. „Ist er gestorben?“, fragte ich einen kleinen Vetter von mir. „Phüü! Er ist hin!“, sagte er. „gehen wir essen!“

Ich interpretiere das Sterben des Alten unter drei Gesichtspunkten: Der Tod ist **gewöhnlich**, er ist **öffentlich** und er ist **inszeniert**.

Der Tod ist **gewöhnlich**. Man spürt in dieser Szene eine merkwürdige und für uns ungewöhnliche Scheulosigkeit vor dem Sterben. Der Alte fährt seine Kinder an, als ginge er nicht für immer weg. Der älteste Sohn murt in den letzten Augenblicken des Vaters über den Preis der Beerdigung. „Er ist hin.“, sagen die Enkel. „Gehen wir essen!“ Vom Sterben hörte man oft, und Sterbende sah man oft. Die kommunitären Gebilde waren kleiner; man wusste von einander; wann wusste wenn einer krank war und starb. Die Menschen hatten kaum mehr als die Hälfte der Lebenserwartung unserer Tage. Der Tod war also ein häufiger und gewöhnlicher Gast. Außerdem ist der Tod bei einem geringeren Grad von Individualisierung der Menschen weniger tragisch. Das Allgemeine war wichtiger als der Einzelne. Auch Trauer zu empfinden hängt von den Lebensumständen ab und ist eine Sache sozialer Interpretation. Der Tod war auch deswegen gewöhnlich, weil die Verhältnisse eng war und man immer in dieser Enge der Öffentlichkeit ausgeliefert war. Man sah immer alles, auch das Sterben von Menschen.

Der Tod des Alten ist **öffentlich**. Er stirbt offensichtlich nicht im Haus, sondern im offenen Hof. Selbst wenn er im Haus gestorben wäre, hätte der Tod eine andere Öffentlichkeit gehabt. Die Häuser waren nicht nur Wohnungen, sie waren der öffentliche Ort von vielen. Die Häuser waren so gebaut, dass mehrere Generationen darin wohnten. Die Gemeinschaftsorte waren betont, die Küchen und die Vorplätze des Hauses. Das Leben der Menschen war einsehbar. Mit der stärkeren Individualisierung und der Abnahme der Öffentlichkeit nehmen auch die Sinnzusammenhänge ab. Das Subjekt kann auf Dauer nicht für sich allein existieren und sich zugleich deutlich sein. Sinn ist eine Produktion der Gemeinschaft. In unserer Geschichte waren Söhne und Töchter, Enkelkinder, Knechte und Mägde Zeugen dieses Sterbens. Der Sinn einer Sache wird bewahrt, indem er seine Öffentlichkeit findet. Öffentlich werden heißt, die Gemeinschaft als Hilfe und Stütze und anerkennen. So identifiziert der Mensch sich selber, indem er sich als öffentlicher darstellt. Man kann Sinn nicht für sich allein haben, der unabhängig von allen anderen wäre. „Kein Wunder“, schreibt Norbert Elias, „dass Menschen bei der Suche nach dieser Art von Sinn ihr Leben als absurd erscheint.“

Der Tod des Alten ist **inszeniert**. Wir finden eine Reihe von dramatischen Elementen in diesem Text. Die Menschen bekreuzigen sich; eine Frau formt ein Wachskreuz, das sie dem Toten auf die Lippen legen wird; sie geben ihm einen Granatapfel, den er mit zum Hades nimmt. Am neunten Tag werden sie die Totenspeise essen. Es gibt also eine Inszenierung in der Zeit und einen Rhythmus des Geschehens. Sie interpretieren in der Inszenierung wortlos und über das Wort hinaus den Sinn des

Sterbens. Sie setzen sich in der Aufführung mit dem Tod auseinander, und sie trauern, indem sie sich als Trauernde aufführen. Die Innerlichkeit dieser Menschen, ihre Trauer und ihre eigene Todesangst werden nach außen gesetzt. In Sprache und Geste werden sie zu einer liturgisch-theatralen Landschaft. Die Intimität ihrer Gefühle erscheint nicht unverhüllt. Sie ist geschützt und in der Form strukturiert. Erinnerung und Trauer brauchen nicht nur Herzen, die sie tragen, sie müssen eine äußere Landschaft aus Formen und Rhythmen finden, sonst verblasen sie.

Nun sind aber die Inszenierungen, die Sterben und Tod betreffen, in unserer Gesellschaft gründlich abgeräumt. Kein Fenster wird mehr geöffnet, dass die Seele wegfliegen kann. Keine Uhr wird angehalten, und kaum jemand kennt noch einen Psalm. Die Kultur des Sterbens und Trauerns ist verblasst. Nicht dass der Tod gleichgültig geworden wäre. Aber es sind die Landschaften des Sterbens und der Trauer verloren gegangen, und für alle Trauer und alle Angst soll jetzt nur noch das einsame und wortlose Herz aufkommen.

Mit der Abnahme der Trauerfiguren, der Inszenierung und der Aufführung wächst der Zwang zur Unmittelbarkeit, zur Beredung und zur Bewusstheit. Die Welt scheint nur durch Bewusstheit und Beredung gestalt- und eroberbar. Wo die Formen verblasen, muss geredet werden. Die Beredung aber als einziges Instrument scheitert angesichts des Todes. Es gibt Stellen, an denen man nicht mit der Sagbarkeit auskommt und an denen die Sprache sich selbst übersteigen will in die Gebärde und in Szenen.

Die Trauer, das Glück und der Glaube brauchen Inszenierungen und Formen. Sie brauchen Räume, Orte Zeiten, Rhythmen, Begehungen, Formen und Formeln. In seinem faszinierenden und bewegenden Buch beschreibt Leon Wieseltier die Geschichte des Jüdischen Kaddisch. Nachdem er die Bräuche der zwangsgetauften Juden in Spanien beschrieben hatte, die vorschreiben, dass man den Angehörigen des Toten, Trauben hartgekochte Eier und einen Krug Wasser schickte, schließt er seinen Bericht mit dem Satz: „In ihrer Speise lag ihr Glaube. Wenn sie ihre Eier kosteten, kosteten sie ihre Metaphysik.“ (L. Wieseltier: Kaddisch, München 2000, S.311) Die Geste, das Ritual, die Szene übersteigt das Wort. Die Inszenierung ist die Sprache in Situationen, in denen es einem die Sprache verschlagen hat.

Eine Kultur des Abschiedes, eine Kultur der letzten Lebensphase und des Sterbens braucht also Sprache, weil nichts hinter dem Rücken der Sprache geschieht. Sie braucht Äusserungsformen, die die Sprache übersteigen, und dies nicht nur für die Sterbenden selber, sondern für alle, auch für die, die hilflos zurückbleiben nach dem Tod eines Menschen.

Nun gibt es aber Menschen, die religiöse Sprache weder sprechen noch verstehen noch dulden. Auch sie haben ein Recht auf Trost und Bergung. Ich denke hier besonders an Gedichte, in denen die Endlichkeit des Menschen ausgedrückt ist. Auch Gedichte können wie die Psalmen Gasthäuser der Hoffnung und des Trostes sein. Ich zitiere das Gedicht **Der römische Brunnen** des Schweizer Dichters Conrad Ferdinand Meyer (1825 – 1898) :

Aufsteigt der Strahl und fallend giesst
Er voll der Marmorschale Rund.
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich

Und strömt und ruht.

Als Sprachkunstwerk ist das kleine Gedicht vom Rhythmus und der Satzspannung her gestaltet. Der Fluss des Rhythmus heilt und beruhigt, wie feste und wiederkehrende Formen heilsam sein können. Aber auch der Inhalt des Gedichtes ist eine spirituelle Aussage über den Sinn des Lebens. Das ständige Steigen und Fallen des Wassers; das Fließen, das ständige Kommen und Gehen des Wassers; das Nehmen und Geben der Schalen ist ein Symbol des menschlichen Lebens. Es ist das natürliche Symbol dessen, was wir christlich Gnade nennen. Konrad Ferdinand Meyer kannte die Literatur der Pietisten, bei denen der Brunnen als Symbol der göttlichen Gnade und der grundsätzlichen Bergung des Lebens. Es kann sein, dass Meyer das Schenken und Verschenken des Brunnens direkt religiös verstanden hat. Das ist aber gleichgültig. Denn religiöse Sprache drückt ja nichts anderes aus als menschliche Urfahrungen. Wer eine solche Sprache kennt und hört, braucht sich nicht selbst zu deuten. Er flüchtet in die Gasthäuser des Sinnes und der Hoffnung von anderen. Ich habe einem Sterbenden das Meyersche Gedicht vorgelesen. Er war Atheist, und er wollte das Gedicht bei jedem Besuch wieder hören. Es ist sein Psalm geworden.

Die Duldung der fremden Gäste

Christliche Hospize bergen selten nur Christen. Ihre Häuser sollen für alle Menschen offen sein, unabhängig von ihrem Glauben, ihrer Konfession und ihrer gesellschaftlichen und sozialen Stellung. Sie laden fremde Gäste ein. Lassen Sie mich eine kleine Geschichte erzählen! Ein Kollege von mir wurde schwer krank. Und er wusste, dass er bald sterben würde. Er gehörte keiner Kirche an und er war nicht religiös. Wir haben einige Male über seinen Tod gesprochen, und er bat mich, ihn zu beerdigen. Wir haben eine Abmachung getroffen: Ich lasse ihm seine religiöse Ferne und behalte meine religiöse Deutlichkeit bei dieser Beerdigung. Er hat sich dann ausdrücklich einen Psalm und das Vaterunser gewünscht. Schliesslich starb er. Ich wusste, dass bei dieser Beerdigung fast nur religionsferne Menschen waren. Die Trauerfeier leitete ich so ein: „Ein Mensch, den Sie verehrt und geliebt haben, ist gestorben. Wir wünschen ihm in diesem Gottesdienst das, wofür wir selber nicht stehen können: dass ihr Leben und ihr Tod aufgehoben sind im Schoße Gottes. Wir tun es in der alten Sprache, die für wenige von Ihnen Muttersprache ist, den Meisten ist sie fremd. Es ist die Sprache, die gewaschen ist mit den Tränen und den Wünschen der Toten, die sie vor uns gesprochen haben. Ich lade Sie ein, für eine Stunde Gast in dieser Sprache zu sein, auch wenn sie ihnen fremd ist. Legen Sie für den Toten die Masken der Hoffnung an und singen Sie – vielleicht mit fremder Stimme – die Lieder, sprechen Sie den Psalm und beten Sie das Vaterunser! Spielen Sie für eine Stunde diesen Glauben, auch wenn ihr Herz nicht mitkommt!“

Am Ende sagte mir ein nachdenklicher Teilnehmer: „Ich habe meine Glaubensmaske wieder abgelegt. Ich danke Ihnen dafür, dass Sie sie mir für eine Stunde geliehen haben.“ Auch das ist Aufgabe der Kirche – die Masken des Glaubens und der Hoffnung auf Zeit zu verleihen. Manchmal borgen sich Menschen für einen Tag oder vielleicht für eine Stunde unsere Sprache aus. Wir sind nicht die Meister ihres Glaubens, und wir haben diesen Glauben auf Zeit zu ehren und ihm zu dienen. Eine der Aufgaben der Kirche ist es, mit ihrer Sprache, mit ihren Gesten, mit ihren Räumen und Zeiten zur Verfügung zu stehen, wenn Menschen uns brauchen. Zum Beginn des Golfkrieges oder am 11. September 2001 oder bei der großen Flut in Asien waren die Kirchen in Hamburg voll. Menschen sind auf Zeit Gast in einem Haus, das ihnen nicht gehört und in dem sie nicht zuhause sind. Sie leihen sich Sprache, Räume, Zeiten und Gesten für die Not oder das Glück ihres Herzens. Sie brauchen das Haus,

aber sie wollen dort nicht zuhause sein. Sie wollen in ein fremdes Haus gehen. Vielleicht ist diese Sprache überhaupt nur in ihrer Fremdheit für sie zu sprechen und zu ertragen. Die Fremdheit lässt ihnen Distanz und Ambivalenz. Sie sind in einem Haus, und es schützt sie auf Zeit, aber sie sind nicht zuhause und sie wollen dort nicht zuhause sein. Sie spielen die Clowns der Hoffnung in einer fremden Sprache.

Die Kirchen sind eine Art Kostüm- und Sprachverleihanstalt. Sie leihen Kleider, Masken, Sprachen, Lieder, Gesten aus an die, die keine eigenen haben und die doch gelegentlich spüren, dass sie sie brauchen. Wo die Kirchen die Klarheit der Botschaft wahren, da können Menschen Brosamen von diesem Brot mitnehmen in ihren durstigen, sehnsüchtigen und "kapellenlosen" Alltag. Der zeitweilige Glaube drängt sich an den ihm fremden Ort. Menschen sind Gast im Glauben auf Zeit, und die Aufgabe der Kirche ist, den Fremden zur Verfügung zu stehen und Gastfreundschaft zu gewähren, den stummen Mündern Sprache zu leihen und dem kapellenlosen Glauben ein Haus. Auch der Glaube auf Zeit ist eine Form des Glaubens. Wer wollte ihn verachten in kargen Zeiten?

Altern und Alte pflegen In der Welt der Sieger

Wir leben in einer Gesellschaft, deren Wissen groß und deren Weisheit schwach ist, eine Gesellschaft, in der vor allem Stärke und Ganzheit gewürdigt werden. Sieger sind nicht nur anderen gegenüber unerbittlich, sie sind es auch sich selber gegenüber. Ich will ein Beispiel eines solchen unerbittlichen Ganzheitszwanges nennen, der Zwang einen schönen Körper zu haben, und der Hass gegen sich selber, wo man sich nicht perfekt findet. Es gab eine Zeit, in der uns befohlen war, religiös und moralisch vollkommen zu sein, und sie hat viel Unglück mit sich gebracht. Man war unfähig, sich als Fragment anzunehmen. Wie die Menschen damals gequält waren von der Sündigkeit der Seele, so sind sie heute oft gequält von der Unvollkommenheit des Leibes: der Hass auf den imperfekten Körper. Mehr als eine halbe Million Schönheitsoperationen werden pro Jahr in Deutschland durchgeführt. Die Schönheitsindustrie setzt pro Jahr 120 Milliarden Euro um. „Der perfekte Körper ist zum Synonym für Glück geworden, die Wahrscheinlichkeit, unglücklich zu werden, liegt somit bei fast 100 %.“ (Beilage zur Süddeutschen Zeitung, Juli 2009). Der Schönheitszwang ist nur einer der Zwänge, die ins Unglück führen. Gesundheitszwänge, Jugendlichkeitszwänge, Perfektionszwänge vieler Art treiben Menschen ins Unglück und natürlichen vor allem die Alten, denen keine Ganzheit mehr gelingt.

Ganzheit im Fragment.

Ich nenne das alte Wort Gnade. Es ist nicht nur ein religiöses Wort, es nennt die Grundstruktur eines humanen Lebens. Gnade heisst: wir sind, weil wir angesehen sind von Augen, die uns ins Leben ziehen. Gnade kann ich an vielen religiösen Texten erklären. Ich tue es an einem Liebesgedicht von Gabriela Mistral, einer chilenischen Dichterin.

Wenn du mich anblickst, werd' ich schön,
schön wie das Riedgras unterm Tau.
Wenn ich zum Fluß hinuntersteige,
erkennt das hohe Schilf mein sel'ges Angesicht nicht mehr.

Ich schäme mich des tristen Munds,
 der Stimme, der zerriss'nen, meiner rauhen Knie.
 Jetzt, da du mich, herbeigeeilt, betrachtetest,
 fand ich mich arm, fühlt' ich mich bloß.

.....

Die Nacht ist da. Aufs Riedgras fällt der Tau.
 Senk lange deinen Blick auf mich. Umhüll mich zärtlich
 durch dein Wort.
 Schon morgen wird, wenn sie zum Fluß hinuntersteigt,
 die du geküßt, von Schönheit strahlen.

Die exzentrische Geliebte. Sie hat ihre Mitte nicht in sich selber. Sie lebt, weil sie begnadet ist zum Leben im Blick dessen, der sie liebt. Sie ist ein bedürftiges Wesen. Sie braucht den, der sie schön findet. Diese Bedürftigkeit ist nicht Ihr Makel. Bedürftigkeit ist Grundzug aller Humanität. Gnade heißt, dass ich bin, weil mir zu meinem Sein verholfen wird. Es ist mir erlaubt, ein bedürftiges Wesen zu sein. Das, wovon wir eigentlich leben, können wir nicht herstellen: nicht die Liebe, nicht die Freundschaft, nicht die Vergebung, nicht die eigene Ganzheit und Unversehrtheit. Ich kann Fragment sein, und ich brauche mich nicht in der Jagd nach meiner eigenen Ganzheit erschöpfen. Ich muss mich nicht selber bezeugen. Wir werden bezeugt durch die Lebensgüte, die wir erfahren. Man kann sich nicht selbst bezeugen, ohne der Verurteilung zu verfallen. Gnade heißt Befreiung von dem Zwang, sein eigener Hersteller und Ganzmacher zu sein.

Im Alter, in der Krankheit und in der Nähe des Todes lernt man am tiefsten, dass man sich nicht in der eigenen Hand bergen kann. Der alte Mensch ist hilflos, und er ist nicht mehr Souverän seines eigenen Lebens. Er hat seine Stärke verloren, und er muss gepflegt werden. Er ist angewiesen und bedürftig geworden. Er braucht für die äußeren Verrichtungen und für seine innere Konstitution Menschen. Die Bedürftigkeit ist der Grundzug aller Humanität. Je geistiger ein Wesen ist, umso bedürftiger ist es; umso mehr weiß es, dass es sich nicht selbst gebären und vollenden kann. Es braucht Väter und Mütter, es braucht Kinder und Enkel. Es muss sich auf mehr berufen können als auf den eigenen Witz und die eigene Stärke. Alt sein, heißt verarmt sein: arm an eigener Kraft, arm an Bewegungsfähigkeit, arm an Zukunft. Wir Alten müssen uns ergeben. Sich ergeben ist ein veraltetes Wort, das ich mag. Es heißt, sich aus der Hand geben, sich anvertrauen, sich nicht mehr mit sich selber rechtfertigen; wissen, dass es zu wenig ist, nur bei sich selber aufgehoben zu sein. Vermutlich gelingt diese letzte Ergebung, die letzte Bedürftigkeit nur wenigen Menschen; aber vielleicht ein Anfang davon vielen. Es ist nicht leicht in einer Gesellschaft, deren Ideal die Unabhängigkeit ist. Es ist besonders für uns Männer nicht leicht, die kaum mehr scheuen als die Abhängigkeit.

Die erste Folge der Bedürftigkeit, die man sich eingestanden hat, wäre es, sich als Ganzer im Fragment zu erkennen. Gegen die Chaosängste alter Zeiten gab es immerhin den Glauben, dass Gott das Zerbrochene ansieht und sich dem Zersplitterten zuneigt. Man war also nicht völlig auf die eigene Ganzheit angewiesen. Die Ganzheitszwänge steigen da, wo der Glaube schwindet. Wer an Gott glaubt, braucht nicht Gott zu sein und Gott zu spielen. Er muss nicht der Gesundeste, der Stärkste, der Schönste, der Erfolgreichste sein. Er ist nicht gezwungen, völliger Souverän seines eigenen Lebens zu sein. Wo aber der Glaube zerbricht, da ist dem Menschen die nicht zu tragende Last der Verantwortung für die eigene Ganzheit auferlegt. Es wächst ein merkwürdiges neues Leiden, das

durch überhöhte Erwartung an das Leben und der Subjekte an sich selber entsteht. Mein Körper soll fit sein bis ins hohe Alter, mein Aussehen schön. Mein Beruf soll mich erfüllen. Meine Ehe soll ungetrübt glücklich sein. Der Partner soll der beste Liebhaber sein und die Partnerin die beste Köchin. Solche Totalitätserwartungen an eine Liebe programmieren ihr Scheitern. So ist das Leben nicht. Die meisten Ehen gelingen halb, und das ist viel. Meistens ist man nur ein halb guter Vater, eine halb gute Lehrerin, ein halb guter Therapeut. Und das ist viel. Gegen den Totalitätsterror möchte ich die gelungene Halbheit loben. Die Süße und die Schönheit des Lebens liegt nicht am Ende, im vollkommenen Gelingen und in der Ganzheit. Das Leben ist endlich, nicht nur weil wir sterben müssen. Aber in der Nähe des Todes wissen wie endgültig, dass man mit der eigenen Kraft allein alsbald verloren ist. Darauf kann man mit Verzweiflung reagieren oder aber man kann einstimmen in die eigene Bedürftigkeit. Aber kann man dies, wenn man im Leben allein auf die eigene Unabhängigkeit gesetzt hat? Ich muss gestehen, wenn ich Angst vor dem hohen Alter habe, dann ist es die Angst, abhängig zu sein. Die Abwehr dagegen, dass man mich füttern, waschen und wickeln muss. Vielleicht ist es eine Form der Gottlosigkeit, lieber sterben zu wollen als abhängig zu werden; eine Gottlosigkeit, die sich tarnt als frommer Wunsch, anderen nicht zur Last zu fallen. Es ist das Schwerste, was wir Alten zu lernen haben, den anderen zur Last zu fallen. Was sagt das über eine Gesellschaft aus, wenn alte Menschen den Suizid suchen, weil sie niemandem zur Last fallen wollen?

Die Zustimmung dazu, Fragment zu sein gilt übrigens nicht nur für die Alten, es gilt auch für die, die Alte und Kranke pflegen. Gnade denken heißt, den Mut zu fragmentarischem Handeln zu finden; nicht unter beruflichen Siegeszwängen zu stehen. Ich schaue mit Laienblick auf die Ärzte und Pfleger, die Ärztinnen und Pflegerinnen, die mit Sterbenden umgehen. Sind sie fähig, das Sterben eines Menschen nicht als eigene Niederlage zu betrachten? Es ist schwer, sich die eigene Ratlosigkeit einzugestehen.

Vielleicht ist es besonders schwer sich einzugestehen, dass man nichts mehr machen soll, wo man nichts mehr machen kann. Es besteht immer die Gefahr, nur um der eigenen Resignation und Hilflosigkeit zu entgehen, irgendetwas zu tun; irgendwelche Dinge zu treiben, an denen sich herumbasteln lässt. Das Sterben ist schwer. Schwer ist auch, jemanden sterben zu lassen, und dies nicht nur für Angehörige. Wahrscheinlich gehört zur Begleitung eines Sterbenden, ihn gehen zu lassen. Man hilft ihm gehen, indem man ihn gehen lässt. Man begleitet ihn ins Sterben, indem man ihn nicht mit allen Künsten und Tricks hält. Dazu allerdings gehört die schwere Erkenntnis der eigenen Hilflosigkeit. Ich kann mich nicht dazu durchringen, eine aktive Sterbehilfe im Sinne der holländischen Gesetzgebung zu leisten. „Nicht durch die Hand eines anderen sollen die Menschen sterben, sondern an der Hand eines anderen!“, so der Bundespräsident Horst Köhler. Wir sind nicht die Macher des Lebens. Wir sind nicht die Herren über Leben und Tod. Ich habe Angst vor einer Welt, in der der Mensch vollkommener Macher seiner selbst wird und alles seinen Machenschaften unterwirft, den Anfang des Leben, die Tiere, die Bäume und die Flüsse, das Klima und schließlich auch seinen eigenen Tod. Aber zum Verzicht auf die eigenen Machenschaften gehört auch das Einverständnis mit dem Sterben und dem Tod. Ich wünsche mir für mein eigenes Sterben gewaltlose und mutige Menschen um mich. Ich wünsche mir nicht Menschen, die unter allen Umständen alles versuchen. Ich wünsche mir Menschen, die meine Schmerzen lindern, selbst wenn das Leben dadurch verkürzt wird. Ich wünsche mir mutige Menschen, die das Risiko eingehen, mich sterben zu lassen. Ich wünsche mir freie Menschen, die nicht in der Erinnerung an die Ideologie der Nazis in eine Anti-Ideologie verfallen, unter gar keinen Umständen mein Leben zu verkürzen. Mit der Möglichkeit der Reanimationsmedizin ist die Verantwortung der Ärzte gewachsen. Sie müssen heikle Entscheidungen treffen. Ich wünsche ihnen den Mut, sie zu treffen. Vielleicht wünsche ich ihnen

sogar den Mut zum Irrtum. Der Tod gehört zu uns, Franz von Assisi hat ihn Bruder Tod genannt. Er ist nicht nur unser Todfeind. Ich will Krankheit, das Alter und das Sterben nicht romantisieren. Aber vielleicht gibt es gelegentlich das Recht des Kranken auf seine Krankheit und auch das Recht der Alten auf ihren Tod. Könnte der Gesundheitszwang nicht auch ein Stück geheimer Gewalt sein, dem Kranken seine Krankheit nicht zu lassen und sich als Gesunder nicht mit der Krankheit des anderen abzufinden. Ich sage dies übrigens auch als Vater einer epileptischen Tochter, die lange unter den Gesundheitserwartungen, dem Gesundheitsdiktat ihrer Familie, der Ärzte und der Besten ihrer Betreuer gelitten hat. Man muss aufhören können zu siegen. Man muss aufhören können, die Krankheit und den Tod unter allen Umständen und mit allen Mittel zu bezwingen. Es gibt Krankheiten, die zu einem Menschen gehören. Aber es gibt keine Krankheit, die seine Würde als Mensch beeinträchtigt. Und es gibt den Tod, der zu ihm gehört. Es könnte sein, dass gerade die Hochleistungsmedizin, wenn sie einmal in Gang gebracht ist, ein Sterben in Würde verhindert. Udo Krolzik: „Erst die moderne Medizin mit ihren Methoden der künstlichen Ernährung hat aus einer qualvollen Art zu sterben eine qualvolle Art zu leben gemacht.“ Auch das ist eine herrische und siegerische Weise, mit dem Leben umzugehen, dem Menschen den Tod nicht zu gönnen, wenn seine Stunde gekommen ist.

Auch die Pflegenden haben das Recht, begrenzte Menschen zu sein. Ich bin oft auf Tagungen, bei denen Alter das Thema ist. Ich bin beeindruckt von den hohen ethischen Erwartungen, die die Vortragenden und die Teilnehmenden für die pflegerische Arbeit äussern: Hingabe, höchste Aufmerksamkeit, Sorge, die Kranken sein lassen, ihnen in Augenhöhe Begegnen, Geduld, etc. Ich schätze und lobe dieses Ethos. Aber irgendwie schien mir die Selbstlosigkeit überzukochen. Menschen in pflegerischen Berufen habe ich immer als besonders sensibel und emotional reich erlebt. Sensiblen Menschen ist leicht ein schlechtes Gewissen zu machen, und leicht machen sie es sich selbst. Gewissen ist gut, schlechtes Gewissen weniger gut und tauglich für die Arbeit. Könnte dieses hohe Ethos die Pflegenden unter neue Perfektionszwänge stellen, denen sie nie nachkommen können? Keiner darf sie vom eigenen Ethos erdrücken lassen. Auch die Pflegenden haben das Recht unvollkommen zu sein. Das unausgesprochene Bild, das oft die Diskussionen färbt, ist das der armen Kranken, der bedürftigen Menschen in ihrer letzten Lebensphase. Unsere Erwartung ist, dass die Leidenden immer edel sein müssen. Wer leidet, ist meistens so wenig edel wie alle anderen auch. Es sind oft sture alte Männer (davon verstehe ich einiges), mit denen Sie zu tun haben. Es sind oft verbitterte und selbstbezogene Menschen. Es ist ihnen nicht zu helfen, weil sie edel sind, sondern weil sie leiden. Nicht nur die Güte der Pflegenden hat ihr Recht, auch ihr Ärger, auch die gelegentliche Wut, auch ihre Distanz. Sie sind Menschen, die auf die Würde der Kranken und Sterbenden achten und die sich darüber ihre eigene Würde nicht nehmen lassen. Die Würde der anderen achten, heisst auch, sich die eigene nicht nehmen lassen.

Die Fähigkeit, sich als Fragment zu ertragen oder Die Unfähigkeit, sich selbst zu vergeben - Ein nicht nur religiöses Problem: Eine alte Lehrerin, fromm und dem Tode nahe, kam gegen das Gefühl ihrer Lebensschuld nicht mehr an. Sie war eine gute Lehrerin, hingegeben an ihre Arbeit und an Menschen. Trotzdem war sie gequält von Gefühlen, dem Leben alles schuldig geblieben zu sein. „Vor meinem inneren Auge sehe ich dauernd, was ich im Leben falsch gemacht habe.“ sagte sie. Sie konnte sich selbst nicht freisprechen. Ich kenne diesen Schmerz des Alters, nicht mehr nachholen zu können, was man versäumt hat, und nicht mehr gutmachen zu können, was man verraten hat. Aber bei ihr war es mehr, sie klebte an ihrer Schuld, mit ihren Worten: „Ich sehe dauernd, was ich im Leben falsch gemacht habe.“ Die Hauptidee an sich selbst war ihr Versagen. Sie hielt es nicht aus zu sein, die sie war. Wenn ich etwas von Gnade verstehe, dann heisst das: Wir sind am Ende, die

wir sind – mit allen Wunden, mit aller Schuld, mit allem Gelingen. Gnade heißt: Ich muss kein Urteil über mich sprechen, weder ein gutes noch ein verdammendes. Ich muss mich nicht rechtfertigen. Ich kann zustimmen, dass ich bin, der ich geworden bin, auch mit meiner Schuld. In Kafkas Prozess-Roman ist „K“ an seinem 30. Geburtstag vom Gericht befohlen, alle wesentlichen Momente seines Lebens aufzuzählen und zu bewerten; sich also zu rechtfertigen. „Und je mehr er jetzt zu seiner Rechtfertigung tun will, desto ungerechtfertigter kommt er sich vor. Das führt zum Entzug der Lebenserlaubnis, das führt zu einer von ihm selbst veranstalteten Selbst-Hinrichtung.“ (So M. Walser über die Figur aus Kafkas Prozess) Der Satz „Vor meinem inneren Auge sehr ich **dauernd**, was ich falsch gemacht habe.“ ist eine Art Selbst-Hinrichtung. Und wer gibt ihr die Erlaubnis dazu? Jedenfalls nicht der, der uns richtet. Wenn ich eins von diesem Christentum verstanden habe, dann ist es der Gedanke: Wir müssen uns nicht bezeugen, nicht durch unsere eigene Unversehrtheit, Ganzheit und Unschuld. Wir können Fragment sein, Fragment auch in unseren Tugenden. Einer meiner Lieblingssätze aus dem Römerbrief (8, 16): „Der Geist gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind.“ Sich selbst bezeugen durch unsere Schuldlosigkeit oder durch das Gelingen des, hieße nach Paulus „im Fleisch“ leben. Wir müssen nicht Zeugen unserer selbst sein, auch nicht die Zeugen **gegen** uns selbst. Kann man mit diesem wunderbaren Satz „der Geist bezeugt uns, nicht wir uns selbst“ nicht alle Versuche der Selbstrechtfertigung und Selbstverdammung ausräuchern? Es ist eine der schwersten Aufgaben, an die Gnade zu Glauben und die Selbst-Hinrichtung zu unterlassen. Es ist die Kunst, sich selbst zu vergessen. Das vertreibt nicht den Schmerz über das Stückwerk Leben. Aber könnte es nicht eine Grund-Heiterkeit geben, die dem Schmerz seine bannende Kraft nimmt? Die verwundete Heiterkeit, die dieser Satz aus dem Römerbrief lehrt: Der **Geist** gibt Zeugnis, nicht wir selbst. Wir sind, die wir sind, am Ende unseres Lebens, mit Narben bedeckt und angesehen vom Blick der Güte. Sich in der Selbst-Hinrichtung einzurichten – ist eine Art negativer Eitelkeit, in der man die eigene Schuld für grösser und gewichtiger hält als Gott selbst. Ich weiß, dass der Gedanke der Gnade nur schwer ankommt gegen die eingefräßten Selbstauffassungen. Aber er kann sie relativieren, er kann den Menschen heiter machen im Schmerz. Es kann ja sein, dass zu unserer Humanität gehört, sich selbst zu beweinen. Aber noch mehr und noch größer ist, sich selbst zu belächeln. Und Gott lächelt mit.

Schluss

Niemand kommt mit seinem Leben bis in das Land seiner Träume. Thomas Mann nennt in seinem Josefsroman den alten Jakob „schwer von Geschichten“. Wir Alten sind schwer von Geschichten; Geschichten des Gelingens und der Niederlagen; der Schuld und des Glücks. Vieles ist zerbrochen von dem, was wir hatten. Vieles haben wir nur halb gehabt und gemacht. Aber wir hatten wenigstens die Hälfte. Wer sagt denn, dass die Süße nur in der Ganzheit liegt! Wir sind „schwer von Geschichten“. Von keinem religiösen oder profanen Vollkommenheitsterror lasse ich mir das Halbe und nicht zu Ende gebrachte entwerten. Es habe das englische Kinderlied zitiert:

Auf halber Treppe sitzen wir,
Keine Stufe ist wie die halbe Treppe.
es ist nicht oben, es ist nicht unten.
Die halbe Treppe ist es, auf der wir immer enden.

Dankbarkeit also für die Hälfte der Treppe, auf die wir kommen durften! Wenn wir jungen Menschen etwas voraus haben; wenn es so etwas wie die Weisheit des Alters gibt, dann ist es die größere Anzahl der Niederlagen. Vielleicht sind einige davon gelungen. Vielleicht haben uns einige nicht bitterer, resignierter und zynischer gemacht. Vielleicht haben uns einige von falschen Hoffnungen befreit. Vielleicht hat uns unsere Schwäche humanisiert – wenigstens hie und da.

Was bleibt auf halber Treppe? Zunächst die halbe Treppe, die wir gestiegen sind: all das, was wir gesehen und gehört haben; was wir gearbeitet und gelitten haben; alle Liebe, die sich eingekerbt hat in die Züge unserer Seele. Es bleibt aber auch noch ein Stück Arbeit: sich einzuüben in die sanften Tugenden der Geduld, der Langsamkeit und des Verzichts. Resignation – nicht als verbitterte Zukunftslosigkeit, sondern als Abdanken – ich habe davon gesprochen. Es bleibt vielleicht noch etwas Anderes – vielleicht bis zum letzten Atemzug: die Lebenszugewandtheit und die Lebensneugier, die wir mit Leiden und Lieben gelernt haben. Dann können uns die Jüngeren mit Goethe sagen:

So sollst Du, munt`rer Greis,
Dich nicht betrüben!
Sind gleich die Haare weiß,
doch wirst du lieben.

Am Ende steht der Name Gottes, am Ende unserer Arbeit und am Ende unseres Lebens. Wir wissen nicht genau, was wir sagen, wenn wir ihn nennen. Alt werden, heißt erkennen, dass wir nicht genug sind. Wir sind nicht genug, die Welt zu retten und das Leben zu wärmen. Wir einzelnen und wir alle zusammen sind nicht genug, die Stadt zu bauen, in der der Tod entmachtet ist. Der Name Gottes ist unsere große Erleichterung: wir müssen nicht genug sein. Die Last der Welt liegt nicht auf unseren Schultern. Wir können in Heiterkeit Fragment sein. Das gibt unserem Leben Spiel, dass wir selber nicht alles sein müssen. Wir können die Arbeit aus den Händen legen, nachdem wir unseren Teil getan haben, gut oder schlecht – wir müssen darüber nicht urteilen.